✣ Kraft. ✣

Roman in zwei Bänden von Fritz Mauthner.

(12. Fortsetzung.)

Marianne blieb stehen und faßte unbekümmert um einzelne Zeugen seine rechte Hand.

„Was hast Du, Robert? Sag es mir. So warst Du doch sonst nicht!"

„Vielleicht ist es der Frühling, mein liebes Herz. Da regt sich alle Kreatur, weil sie was werden möchte."

„Gesteh es mir ein, Robert, meine Liebe genügt Dir nicht."

Sie waren wieder weitergegangen Arm in Arm. Jetzt blieb van Tenius stehen. Der harte Zug um seinen Mund vertiefte sich, trotzdem er froh dazu lächelte.

„Du bist ein Weib, mein Herz! Wir können uns darin nicht ganz verstehen. Nur einen frühreife Knaben, einen Jüngling kann die Liebe ganz ausfüllen, wie sie das ganze Leben des Weibes verschlingen kann. Ein Mann ist wie ein Soldat im Kriege. Hat er nicht zu kämpfen, so hat er doch zu marschiren, und muß froh sein, wenn der Marsch geradewegs auf's Schlachtfeld los geht, und nicht ziellos in der Irre. Ich glaube, ich marschire geradeaus. Darum habe ich viel Anderes zu denken, als die Liebe. Das weißt Du und Du nimmst es hin. Aber etwas hat ja wohl auch so ein Soldat, was er noch lieber hat als den Krieg. Sieh, mein Herz, das alte Wort: ich liebe Dich wie meinen Augapfel! Ich denke nicht immer daran, daß ich Augen habe. Aber unaufhörlich schenken sie mir Schönheit und Glück, unaufhörlich schütze ich sie ganz instinktiv, und wenn ich an sie denke, so bin ich froh. Nein, das Bild ist falsch. Denn lieber noch als meine Augen habe ich Dich, Marianne!"

Sie waren weiter gegangen, unbekümmert um die Welt wie zwei Kinder. Arm in Arm und zugleich Hand in Hand.

Wieder nach einer Weile sagte Marianne:

„Aber doch bist Du nicht froh. Bist Du ehrgeizig geworden?"

„Geworden?" fragte er lächelnd. „Gewesen. Wie ich zwölf Jahre alt war. Berge wollte ich versetzen, Monarchien stürzen und vernichten, oder wenigstens die Welt verbessern. Ich bin längst nicht mehr ehrgeizig. Als Student, im Hörsaal und in der Kneipe, da habe ich verglichen. Ich gehöre zum Mittelgut. Nein, Marianne, das verstehe ich besser, und Du wirst mich auch schon lieb behalten als Mittelgut. Im bin kein hervorragender Mensch. Ich will weiter nichts, als zu dem großen Bau ein Steinchen beigetragen haben. Wenn es den Bau überhaupt gibt. Das ist die große Illusion des Mannes, daß er bauen möchte. Maurer möchten wir alle sein, Freimaurer; aber faule Maurer sind wir. Wenn ich meine Arbeit, Du weißt ja, die statistische Geschichte, vollendet haben werde, dann müssen erst ein paar hundert ehrliche Menschen in ganz Europa dieselbe Arbeit noch einmal thun, und Millionen Knechte müssen um Hilfe schreien, bevor wir Hundert zusammen einen kleinen Stein zum großen Bau herbeischaffen können. Ach was! Ein Sandkorn für den Mörtel. Vor jeder Ameise hätten wir uns zu schämen, wir faulen Freimaurer!"

Zwei Thränen flossen seiner Geliebten langsam die Wangen herunter.

„Du bist unglücklich, Robert. Was hast Du? Kannst Du es mir nicht sagen? O, ich weiß, Du bist zu gut! Diese Vertheidigung regt Dich auf, die Du übernommen hast. Der arme Pole regt Dich so auf. Seit dem Tage bist Du so."

„Es mag sein. Aber das muß ich durchführen. Das ist ein Hauptpunkt in meinem Programm. Ich muß den Armen helfen lernen."

Er zwang sich, ruhiger zu werden, und begann ein leichteres Gespräch über Mariannen's bevorstehende Dresdener Reise, über die schwierige Erziehung Wölff's und über ihren alten Plan, sie einmal nach Dresden zu begleiten, und dort einen ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis Mitternacht frei und glücklich mit ihr zu verbringen.

Achtes Kapitel.

Mehr noch als acht Tage waren vergangen, bevor ihm der Untersuchungsrichter gestattete, den verstockten Polen, der so dringend des Mordes verdächtig war, in seiner Zelle allein aufzusuchen. Twardki erkannte seinen Vertheidiger nicht gleich wieder, behandelte ihn dann aber recht kordial.

Er habe schon zwei kleine Prozesse gehabt, und beide Male recht gute Erfahrungen mit seinen Rechtsanwälten gemacht.

Das eine Mal zu Hause wegen einer Rauferei, da hätte sein Advokat ihm die sinnlose Trunkenheit so schön herausstaffirt, daß es bei acht Tagen Gefängniß blieb. Was wußte so ein Advokat, wie viel Twardki vertragen konnte, bevor er sinnlos betrunken war! Und das andere Mal in Berlin, da war es noch besser gegangen. Fundunterschlagung hatte der Präsident gesagt. Ein Paar Stiefel. Der Advokat aber drehte so lange, bis es gar kein Fund mehr war, sondern so eine Sache, die keinem Menschen schadete, und frei gesprochen war Twardki worden. Freigesprochen! Er kam sich damals ordentlich wie was vor, als ob er eine Medaille bekommen hätte.

Er wußte also Bescheid und wußte auch, was sich schickte. Er bot seinem Advokaten den einzigen Stuhl der Zelle an, und da van Tenius sich nicht setzte, blieb auch der Pole stehen.

„Es ist ganz gut hier," sagte er leise, nach einem raschen Blick auf die Thür.

„Das freut mich," erwiderte van Tenius, denn es ist möglich, daß die Untersuchungshaft lange dauern wird. Eines aber will ich Ihnen gleich sagen, Twardki, ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Sie freigesprochen werden."

„Das weiß ich, Herr Advokat. Ich werde wieder freigesprochen werden. Bekomme ich dann etwas?"

„Nein, aber ich bitte, sich das ganz klar zu machen, Twardki. Ich bin von Ihrer Unschuld unbedingt überzeugt und hafte Ihnen dafür, verstehen Sie mich recht, ich hafte Ihnen dafür: Sie kommen frei!"

„Ja, ja, Herr Advokat, das weiß ich ja schon, ich bin ja auch kein Mörder nicht. Aber wegen der goldenen Uhr, da muß ich auch freigesprochen werden. Die hat Keinem gehört."

Und er erzählte seine Geschichte mit den alten Stiefeln zum zweiten Mal.

„Ja, Twardki, da müssen wir zusehen. Sie müssen mir die volle Wahrheit sagen, damit ich Ihnen besser helfen kann. Sehen Sie! Twardki, so sicher ich von Ihrer Unschuld überzeugt bin, so sicher glaube ich, daß Sie die Uhr nicht geraubt, nicht gestohlen, aber auch gar nicht einmal allein gefunden haben. Sagen Sie mir ehrlich, in welcher Gesellschaft sind Sie zu der Uhr gekommen?"

Der Pole blinzelte mit den Augen.

„Sie sind schlau, gnädiger Herr. Wenn ich Ihnen was sage, so sagen Sie es dem Herrn Präsidenten und dann habt ihr mich. Nein, das fällt mir nicht ein. Hier ist's ganz gut."

„Aber Mensch, nehmen Sie doch Vernunft an. Ich bin ja Ihr Vertheidiger. Es ist ja meine Pflicht, zu Ihren Gunsten thätig zu sein. Und wenn Sie nicht die volle Wahrheit sagen, so schaden Sie Ihrer Sache bei den Richtern. Wo wollen Sie denn die Uhr gefunden haben und wann?"

„Na, gnädiger Herr, Sie wissen ja. Auf dem Wege zwischen Friedenau und Wilmersdorf, so um Mitternacht."

„Auf der Straße?"

„Na ja, so neben der Straße."

„Twardki, es war stockfinster, und die Uhr lag nicht auf der Straße, wie Sie jetzt selbst sagen. Wer hat diellhr gefunden und wo?"

Der Pole blinzelte wieder.

„Herr Advokat werden Sie auch gewiß nichts... nein, ich sag's nicht. Dann kriege ich doch was. Dann werde ich nicht freigesprochen..."

So viel van Tenius sich auch bemühte, den Polen zu überreden, Twardki blieb bei seiner Weigerung. Aber aus seinem Zögern hatte der Rechtsanwalt, ebenso wie der Untersuchungsrichter die Ueberzeugung geschöpft, daß wirklich ein anderer Mensch die Uhr gefunden hatte. Er schilderte dem Polen noch einmal die Folgen seines Leugnens. Der Verdacht des Mordes mußte auf ihm sitzen bleiben, und die Haft konnte sich in's Ungewisse verlängern.

„Das thut nichts, gnädiger Herr, wenn ich nur am Ende freigesprochen werde."

Van Tenius durfte für heute nicht länger bleiben. Er versprach bald wieder zu kommen und bat den Häftling dringend, das nächste Mal offener gegen ihn zu sein. Ob er sonst etwas für ihn thun könnte. Ihn freue die Vertheidigung so sehr, daß er gern etwas dafür thäte.

„Das schon, gnädiger Herr, aber Sie werden's nicht thun."

„Reden Sie nur!

„Ich muß mich nur so schämen. Wissen Sie, gnädiger Herr, zu Hause bin ich nämlich verheirathet. Und darum eben habe ich ja ganz allein die Uhr gefunden. Na, und da habe ich ein Weib und zwei kleine Kinder. Das kleinste ist vierzehn Tage alt, nein zu Ostern wird's schon einen Monat alt gewesen sein. Darum ist auch mein Weib nicht mitgekommen. Und ich schicke ihnen sonst alle vierzehn Tage Geld, Masse Geld. Wer wird ihnen jetzt Geld schicken? Das ist das Einzige."

„Wie viel pflegten Sie nach Hause zu senden?"

„Na, gnädiger Herr, wie's eben ist. Alle vierzehn Tage zwei Thaler, oder drei Thaler, oder manchmal auch fünf Thaler, wenn ich gleich geschickt hab'."

„Und Sie waren ganz beruhigt, wenn Ihre Frau alle vierzehn Tage fünf Thaler bekäme, so lange Sie verhaftet sind?"

Ein schönes Lachen glitt über die Züge des Polen.

„Das kann ich ja gar nicht verlangen. Aber dann gehe ich gar nicht mehr fort von hier. Gut ist's. Wir haben draußen kein so gutes Brod."

„Und als eine Schande empfinden Sie's nicht, Twardki?"

„Wieso? wenn ich freigesprochen werde! Wenn ich freigesprochen werde, so gehe ich hinaus, und alle Polen zahlen mir einen Korn."

„Hören Sie, Twardki, ich werde gute Menschen für Sie gewinnen, und verspreche Ihnen, daß Ihre Frau alle vierzehn Tage fünf Thaler bekommen soll."

„Jesus, Maria und Joseph, gnädiger Herr. Das soll Ihnen Gott lohnen. Und ich will auch vor Gericht Alles machen, wie Sie wollen."

„Geben Sie mir die Adresse Ihrer Frau; Namen und Wohnort und Alles."

„Da müssen Sie zu unserm Meister, gnädiger Herr. Der hat das Alles aufgeschrieben. Katinka heißt sie, aber wissen Sie, das Uebrige ist Alles so schwer aufzuschreiben. Der Meister bekommt auch immer fünf Pfennig für das Abschicken."

Van Tenius verließ das Untersuchungsgefängniß in heiterer Stimmung. Wenn die Familie des Polen keinen Nachtheil hatte, wenn der Pole selbst seelisch so wenig unter dem Mordverdacht litt, dann konnte sich der Rechtsanwalt über den einzigen Menschen beruhigen, dem er Unrecht that. Es blieb dann nur noch der Staat übrig, das Recht, die menschliche Gesellschaft. Große Worte, klangvolle Worte. Aber Worte nur! Worte, die keine Nerven und kein Blut hatten, denen man nicht weh thun konnte, die keine Schmerzen litten, an denen eine Sünde zu begehen gar nicht möglich war. Da! Wenn van Tenius in seinem großen französisch-deutschen Wörterbuch irgendwo einen Riß machte, Worte auseinander riß, wen schädigte er? Wer schrie auf? Mit Worten wollte er schon fertig werden. Vor Worten fürchtete er sich so wenig wie vor anderen Gespenstern.

Am nächsten Sonntag wanderte van Tenius nach dem Grunewald hinaus, an die Arbeitsstätte der Wasserpolaken. Dort wollte er den Meister aufsuchen, der Frau ihr Geld schicken lassen, ein Alibi nachzuweisen suchen und nebenbei über Twardki's Friedenauer Beziehungen Nachrichten sammeln. Er fuhr bis zum Bahnhof Halensee und suchte dann die unfertigen Straßen der Villencolonie hin und her ab, bis er sich nach einer halben Stunde auf den richtigen Weg weisen lassen mußte.

Etwas abseits von den geordneten Straßen der Kolonie waren die polnischen Arbeiter jetzt daran, drüben nicht weit von der Grunewald-Bahn einen der Fenns, wie die kleinen Moräste hier heißen, zu einem See auszugraben. Van Tenius war nicht der Einzige, der die interessante Arbeitsstätte aufsuchte.

Wo von der Bahnstrecke ein kleiner steiler Abhang zum Sumpf hinunterführte, da hatten sich die Polen etwa zwanzig Erdhütten errichtet. Hohe moosbewachsene Kieferstämme schlossen das Terrain nach Westen ab. Der Waldboden war mit vorjährigem vergilbtem Windhafer und mit kleinblättrigem Erdbeerkraut bedeckt. Dicht am Ufer des künftigen Sees zogen sich die Hütten oder Höhlen hin. Ein paar Pfosten waren überall in die Erde getrieben. Von Reisig und dünnen Stangen war nothdürftig ein Dach hergestellt. Und das Ganze war mit Lehm, Sand und Sumpfkorf überschüttet, wie es die Leute eben zur Hand hatten.

Es war kurz vor zwölf Uhr, und die Polen bereiteten ihr Mittagessen. Vor jeder der Höhlen war im Freien durch zwei lose Ziegelsteine ein Heerd errichtet, und da kochten über prasselnden Reisigfeuern in Töpfen und Kesseln die Kartoffeln. Die Arbeiter lagen und saßen größtentheils im Freien herum, einige der starken fröhlichen Weiber mit rothen Kopftüchern und weißen Schürzen sonntäglich geputzt.

Das Sonnenlicht lag warm und still über der Waldeinsamkeit, die ernsten Kiefern starrten ruhig mit ihren dunklen Wipfeln in den blauen Himmel, kein Lüftchen rührte sich, und so eng begrenzten die kleinen Anhöhen das seltsame Bild, daß man sich fern von jedem städtischen Anwesen hätte fühlen können, wenn nicht von Zeit zu Zeit Eisenbahnzüge dröhnend über die nahen Schienen gerollt wären und wenn nicht neugierige Berliner zahlreich genug den Weg hierher gefunden hätten. Die einen radaulustig mit schlechten Witzen, die da und dort von den lungernden Polen lustig oder unflätig erwidert wurden, die andern in scheuer Verwunderung vor solcher Barbarei dicht an den Thoren der Hauptstadt.

(Fortsetzung folgt.)

— Sehr wahrscheinlich. Dichterling: Vor einigen Tagen wurde ich von einem Straßenräuber überfallen. Er nahm mir Uhr, Portemonnaie und was ich sonst an Werthsachen bei mir trug. Zuletzt blieb mir nichts als mein letzter Band Gedichte. Ich bat ihn sehr, mir diesen wenigstens zu lassen, aber kaum hatte er die erste Seite durchgelesen, als er ausrief: „Nehmen Sie alle Ihre Werthsachen zurück — ich behalte den Band Gedichte!"

— Schnellfertig. „Nun, Herr Weinbiert, Sie waren ja auch hier zum Besuch der Ausstellung! Wie hat sie Ihnen denn gefallen? — „Ja wissen Sie, als ich angekommen bin, hab' ich mir gar nicht ausgekannt; dann hab' ich eine alte Frau gefragt, wo die Ausstellung ist; die hat's auch nicht gewußt! Nun hab' ich mir gedacht, du suchst nicht lang 'rum, finden thust du sie doch nicht, bin dann in ein Wirthshaus gegangen und am Abend wieder heimgefahren."

Spiritisten-Konvention.

Von Paul Heinrich.

Bis ich an der Spiritisten-Konvention teilnahm, war meine Kenntnis vom weiten Reich der Geister einigermaßen beschränkt, unsicher und lückenhaft. Ich hatte einmal einer Teufelsbeschwörung beigewohnt; das war Ende März vorigen Jahres in Chicago. Damals tobte Billy Sunday in einem Tabernakel, den ihm die reformbedürftigen Bewohner der Stadt am Ufer des Michigan-Sees erbaut hatten. Eines Tages stattete ich dem Tabernakel einen Besuch ab, und dabei hatte ich Gelegenheit, Billy, als Teufelsbeschwörer zu bewundern. Der temperamentvolle Gottesmann mußte wohl über die erfolgreiche Werbetätigkeit des Bösen in Zorn geraten sein. Er schimpfte und tobte in den unflätigsten Ausdrücken, wie ein ...., nun eben wie ein Evangelist, und schließlich forderte er Satan offen zum Zweikampf heraus. Es war eine gräßliche Szene, mir standen die Haare zu Berge. Zwei-, dreimal wiederholte der gewaltige Gottesstreiter seine Herausforderung; mit dröhnender Stimme rief er sie in den Schwefelpfuhl hinab, der sich da unten irgendwo befindet. In starrem Entsetzen harrte die vieltausendköpfige Menge auf die Ankunft des Höllenfürsten. Meinen Sie, er wäre gekommen? Fiel ihm gar nicht ein. Er hatte Angst, der Feigling; er wagte es einfach nicht, sich mit dem furchtbaren Billy in einen Kampf einzulassen. Selbstverständlich hatte er Angst, sonst wäre er doch gekommen.

Trotz dieses Sieges des guten Billy über den bösen Feind empfand ich das negative Ergebnis dieser Beschwörung immer als eine Enttäuschung. Ich war daher gespannter Erwartung voll, als ich mich zum Besuch der Spiritisten-Konvention in Cedar Point entschloß. Es war die Konvention der Spiritisten von Ohio; sie dauerte vier Tage. Die Erledigung der Geschäfte nahm nur kurze Zeit in Anspruch; das Programm bestand hauptsächlich aus Vorträgen und spiritistischen Vorführungen. Für die letzteren hatte sich das Komitee John Slater verschrieben, „the Great John", wie er sich gern nennen hört, das Champion-Medium der Welt.

Slater ist ein ziemlich großer Mann mit grauem Haar, grauem Schnurrbart und gesunder rötlicher Gesichtsfarbe. Er hat absolut nichts geisterhaftes oder ätherisches an sich; man könnte ihn eher für einen Grocer vom Lande halten. Aber daß er ein scharfer Beobachter ist, sieht man auf der Stelle. Hinter den Brillengläsern hervor blicken die Augen scharf und lebhaft in die Welt, und wenn Slater auch Stunden lang fast teilnahmslos auf der Plattform sitzen kann, so verwandelt er sich sofort in einen hochgradig nervösen, sensitiven und temperamentvollen Menschen, sobald er zu „arbeiten" beginnt.

Er fängt gewöhnlich damit an, daß er seinen Zuhörern eine unglaublich ruppige Standpauke hält. Er reißt das ganze Publikum herunter und verfehlt dabei nicht, den Leuten klar zu machen, daß er, der große John Slater, sich dazu herbeiläßt, ihre blödsinnigen Fragen zu beantworten und in ihrem Interesse mit dem Geisterreich in Verbindung zu treten.

Jeder Besucher der Konvention hat das Recht, Fragen zu stellen. Man schreibt diese auf einen Zettel, den man in einen Briefumschlag steckt und beim Betreten des Saales an der Tür abgibt. Slater beantwortet keineswegs alle Fragen. Ab und zu erklär. er: „Wieder eine der alternen Fragen". Ritsch, Ratsch wird der Zettel zerrissen und in den Papierkorb geworfen.

Slater gibt die Botschaften aus dem Geisterreich mit geradezu fabelhafter Geschwindigkeit. Meistens nimmt er irgend einen Briefumschlag vom Tisch, verliest den Namen oder die Initialen des Fragestellers, fordert diesen auf, sich zu erheben und beantwortet dann die Frage, ohne diese gelesen zu haben. Häufig reißt er dann den Umschlag auf, liest die Frage laut vor und ergänzt seine Antwort. Selbstverständlich sind die Fragen manchmal so einfach, daß jeder intelligente Mensch sie ohne Schwierigkeit beantworten kann. In anderen Fällen läßt sich die Richtigkeit der Antwort nicht feststellen. Indessen gibt Slater auch Botschaften, die tatsächlich an das Wunderbare grenzen.

So erklärte er einer deutschen Jüdin, daß ihre sämtlichen Geschwister in Deutschland noch am Leben seien. Aber damit nicht genug, zählte er die Namen der sämtlichen Geschwister, es waren acht an der Zahl, auf. Er teilte der Fragestellerin mit, daß sie selbst nach der Großmutter benannt sei, und all diese Angaben wurden von der Frau als vollkommen korrekt bezeichnet.

Slater machte Angaben über Ereignisse im Leben der Leute, die sich vor vielen Jahren zugetragen hatten, über Schicksale ihrer Verwandten, die er beim Namen nannte, und zwar oft genug Vornam- und Familienname, obwohl ihm diese nach menschlicher Berechnung unmöglich bekannt sein konnten. Das betont er denn auch sehr nachdrücklich, indem er jedesmal, wenn er seine Auskunft gegeben hat, die betreffende Person fragt: "Kenne ich Sie? Habe ich Sie jemals vorher gesehen? Konnte ich das möglicherweise wissen?" Selbstverständlich lautet die Antwort in jedem Falle „Nein!"

Ob man nun an Spiritismus glaubt oder nicht, man muß zugeben, daß die Auskünfte John Slaters vielfach derartig sind, daß man die Mitwirkung übernatürlicher Kräfte garnicht von der Hand weisen kann.

Trotz alledem kommen einem wieder Bedenken, wenn man sieht, daß der große John sich in der Person des vielgewandten Charley einen Assistenten zugelegt hat. Charley ist nämlich kein anderer als Charles Ender, früher ein professioneller Magier und allen Damen und Herren vom Variete wohl bekannt als einer der besten seiner Zunft. Man fragt sich unwillkürlich „Warum hat Slater die Hilfe dieses professionellen Zauberkünstlers nötig, wenn ihm die Geister alles zutragen, was er wissen will?" Und Charley ist Slaters unzertrennlicher Begleiter. Er ist es, der die Briefumschläge mit den Fragen entgegennimmt, er überbringt sie seinem großen Meister, er bewegt sich fortwährend im Publikum, und wenn Slater einmal einen Fragesteller, der besonders klein ist, oder sich nicht von seinem Sitze erhebt, nicht finden kann, so macht Charley ihn mit einer Handbewegung oder ein paar Worten auf den betreffenden aufmerksam. Das alles kann ja ganz harmlos sein. Es kann aber auch alles seinen tieferen Sinn haben, der dem Publikum verborgen bleibt. Man hat da Exempel von Beispielen.

Von der ungeheuren Ausbreitung des Spiritismus machen sich Leute, die der Bewegung fern stehen, kaum einen rechten Begriff. Es gibt heute fast in allen größeren Städten Spiritistengemeinden, die regelmäßig Sitzungen veranstalten. In vielen Fällen fungiert der Pastor oder die Pastorin gleichzeitig als Medium. Die Spiritisten haben zwei Zeitschriften von nationaler Verbreitung, den „Progressive Thinker", herausgegeben von Frau Caldwalader in Chicago, und den „National Spiritualist", herausgegeben von Dr. George B. Warne, dem Nationalpräsidenten der Spiritisten. Außer der Konvention halten die Spiritisten Ohios in diesem Jahre nicht weniger als drei sogenannte Camps oder Sommerlager ab, wo sie während der heißen Jahreszeit zusammenkommen, um sich gegenwärtig im Glauben zu stärken. Das Hauptquartier der Spiritisten aber ist Lilydale in der Nähe von Dunkirk im Staate New York. Hier strömen im Juli und August alle wohlhabenden Spiritisten des ganzen Landes zusammen. Medien von Ruf finden sich ein, und sogar John Slater weilt fast während der ganzen Saison in Lillydale.

Trotz alledem scheint es, als ob dem Spiritismus kein dauernder Bestand beschieden ist. Es fehlen ihm nämlich zwei Elemente zu einer erfolgreichen Entwicklung, erstens das Dogma und zweitens die Disziplin. In Glaubenssachen sind die Spiritisten sehr weitherzig, sie gestatten ihren Anhängern, sich ihre eigene Religion zurecht zu machen. Und das ist bekanntlich ein Fehler, denn das Volk hat gern ganz konkrete Glaubenssätze, Dogmen, die auf alle Fragen Antwort geben. Wie diese Antworten lauten, darauf kommt es weniger an.

Und dann der Mangel an Disziplin, das ist auch ein schwacher Punkt. Die Medien sind alle auf einander eifersüchtig, sie reißen sich gegenseitig nach Noten herunter, und das muß natürlich „der guten Sache" bei den Gläubigen schaden.

Als ich diese Ideen einer spiritistisch veranlagten Freundin mitgeteilt hatte, entgegnete sie:

„In der Theorie haben Sie recht, in der Praxis aber nicht. Sie übersehen, daß die Spiritisten sich in drei Klassen scheiden, nämlich erstens solche, die felsenfest und ehrlich an den Spiritismus glauben, zweitens jene, die die ganze Geschichte für einen Ulk oder einen Zeitvertreib halten und die Sitzungen und Camps aus purer Langeweile besuchen, und drittens die große Schar der Lauen, Zweifler und Gleichgültigen, die sich zu keiner entschiedenen Stellungnahme durchringen können oder wollen. Die erste Klasse ist numerisch am schwächsten, und die beiden anderen Klassen in eine straffe Organisation hineinzupressen und ihnen genau stipulierte Glaubensdogmen vorschreiben zu wollen, wäre sehr unklug, weil es sich einfach nicht durchführen läßt. Es würde der vierten Klasse, den Vortragsrednern, Pastoren und Medien den weitaus größten Teil ihres Einkommens entziehen, denn, wie Sie wissen, lassen diese sich für ihre Vorträge und ihre Botschaften aus der Geisterwelt recht anständig bezahlen."

Da ich einer Dame grundsätzlich niemals widerspreche, so kam unsere Debatte damit zu Ende. Wir wandelten nach dem Ratskeller. Das ganze ungeheure Lokal, so recht geschaffen für eine feuchtfröhliche Sitzung in bierfideler Radaustimmung, lag verödet. Wir nippten an unserem Nearbier und kehrten bald in die Konventionshalle zurück. Hier verkündigte John Slater gerade eine Botschaft, die er von Carrie Nation aus dem Geisterreich erhalten hatte. Carrie beglückwünschte Ohio zur Einführung der Prohibition und sagte die Morgenröte eines goldenen Zeitalters voraus.

Das ärgerte uns nun ganz gewaltig; wir gingen hinaus an den Badestrand. Er war fast ganz verödet, denn das Wetter war kühl und stürmisch. Die See ging hoch, und zornig knurrend sprangen die weißkämmigen Wogen ans Ufer.

Der ewige Postillon.

Merkwürdige Laufbahn eines russischen Leutnants.

Den „ewigen Postillon" zwischen Paris und Petersburg hat Josef de Maistre den Obersten Alexander Iwanowitsch Tschernischew genannt, der in den Verhandlungen zwischen Napoleon und dem Zaren Alexander in den Jahren 1809 bis 1812 eine bedeutende Rolle spielte. Aus den bisher veröffentlichten Berichten, die dieser Liebling des Franzosenkaisers an seinen Herrn sandte, entwirft Arthur Chuquet in der „Revue" ein fesselndes Bild von Napoleon und den ihn umgebenden Verhältnissen jener kritischen Zeit. Unter all den russischen Offizieren, die beim Vierreichischen Feldzug von 1809 im Gefolge des Kaisers waren, war der einzige, der seine Aufmerksamkeit und Sympathie erregte, der junge Tschernischew, den daraufhin der Zar 1810 als Militärbevollmächtigten nach Paris sandte. Der elegante, liebenswürdige und ritterlich kecke Russe, eine vollendete Diplomatenerscheinung, wurde nicht nur der Held der französischen Salons und der verhätschelte Liebling der Frauen, sondern er war nach einem Wort Savarys „eine kleine Macht", da der Kaiser ihn sichtlich bevorzugte und nur durch ihn mit dem Zaren verhandelte. So trug er denn diplomatische Sendungen hin und her und hatte längere Unterredungen mit Napoleon, über die er in seinen Briefen ausführlich Bericht erstattete.

Napoleon gefiel sich in der ersten Hälfte des Jahres 1811 noch darin, den Zaren als seinen treuen Bruder und Verbündeten zu betrachten. Aber die streuge Sperre, die in Rußland gegen französische Waren durchgeführt wurde, kränkte ihn sehr. „Ich bin immer der erste Freund und intime Verbündete Ihres Herrn", sagte er zu Tschernischew; „wir müssen zusammen handeln und vereint marschieren; ich kann in einem Kampfe gegen Rußland, das über ungeheure Mittel und tapfere, für ihren Herd entschlossen fechtende Soldaten besitzt, nur Schläge bekommen. Aber vernichtet ihr alle Waren, die aus Frankreich kommen? Ich vernichte die Waren Englands, weil ich mit diesem Lande einen Krieg auf Leben und Tod führe. Sie aber tun mir damit die größte Beleidigung an und, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, habe ich Befehl gegeben, alles zu vernichten, was aus Rußland kommt. Wahrlich, das ist ein reizendes Bündnis und eine sehr wohlbegründete Freundschaft!"

Das, was Rußland fürchtete, war die Wiederherstellung Polens, und über desen Punkt suchte der Kaiser den jungen Colonel gehörig auszuholen. Er nahm ihn beim Ohr, was, wie Tschernischew schreibt, „eine große Liebkosung" ist, und sagte: „Also reden wir als zwei Soldaten von der Leber weg miteinander, ohne diplomatischen Hinterhalt." Und als er trotzdem nichts aus ihm herausbekommt, nimmt er ihn wieder beim Ohr und zieht kräftig daran. Immer wieder versichert er, er wolle keinen Krieg mit Rußland, und doch ist Tschernischew der Ansicht, daß er schon im Herbst 1811 losgeschlagen hätte, „wenn er sich nicht an Pultusk erinnert hätte und fürchtete, seine Infanterie zu ermüden und seine Kavallerie aufzureiben in dem furchtbaren Schmutz von Polen". Einen grimmen Feind hatte der russische Oberst an dem Polizeiminister Savary, der wohl auch persönliche Gründe zu diesem Haß hatte, denn Tschernischew machte seiner Gattin, der Herzogin von Rovigo, sehr den Hof. Es gelang Savary schließlich, nachdem der Oberst zunächst noch längere Zeit die unbedingte Gunst des Kaisers genossen, ihn als gefährlichen Spion zu verdächtigen.

Am 25. Februar 1812 hatte Tschernischew seine Abschiedsaudienz und wurde mit einer politischen Mission von Paris fortgeschickt, um dahin erst nach dem Sturz des Kaisers zurückzukehren. Die Informationen und Ratschläge, die Tschernischew seinem Zaren übermittelte, sind für die Gestaltung der Zukunft von Bedeutung gewesen. Auf seine Berichte hin rüstete Alexander und machte sich zum Kriege bereit, der trotz aller gegenteiligen Versicherungen Napoleons unvermeidlich schien. Der Oberst ist auch bereits 1811 der Ansicht, daß die Russen den Krieg in die Länge ziehen, eine große Schlacht zunächst vermeiden und Napoleon durch lange Märsche schwächen und verwirren müßten. „So handeln, heißt den Korsen verwirren, sein System vernichten, seine Operationspläne zerstören." Der Zar werde allein stehen gegen den „Unterdrücker der Welt", aber er werde der Retter und Held ganz Europas sein. Besonders mußten den russischen Kaiser die Mitteilungen über die Unzufriedenheit am Hofe und die Mißstimmung in Frankreich interessieren. Der Krieg gegen Spanien ist äußerst unpopulär; er hat den Glauben an die Unbesiegbarkeit der französischen Waffen erschüttert. „Wir haben unsere Feinde kämpfen gelehrt", sagten die aus Spanien zurückkommenden Offiziere, und sie zeigen sich ihrer Lehrmeister würdig. Eine starke Opposition machte sich in Paris geltend. Das Volk ist erbittert wegen der Teuerung, der Konskriptionen, wegen des Mangels an Arbeit. In der Umgebung Napoleons selbst sind zahlreiche Gegner seiner Politik, die ihn nicht verraten, aber „vor den Aufwallungen seiner Leidenschaft beschützen" wollen.

So tritt aus diesen Berichten Napoleons Gestalt bereits etwas isoliert und bedroht hervor, doch in vollster Lebendigkeit. Tschernischew zeigt uns den Kaiser, bald mit einer Miene von Güte und Jovialität, bald unfähig, seine Eindrücke zu verbergen, mit großen Schritten den Raum durchmessend, mit Leidenschaft sprechend, dann wieder in absichtlichem Stillschweigen. Sein Ehrgeiz ist unermeßlich. Er hat nur ein Ziel, die Herrschaft über Europa, und er duldet keinen anderen Willen als den seinen. „Es lohnt nicht der Mühe, zu regieren", sagte er einmal zu Tschernischew, „wenn man nicht die Hände frei hat. Bernadotte zum Beispiel wird der Sklave seines Volkes sein... Ich aber kenne die Franzosen, meine Maßregeln sind getroffen, und ich werde sie stets marschieren lassen mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Er will mit Gewalt und durch Gewalt herrschen; er ist düsterer und mißtrauischer als je; alle Welt fürchtet ihn; keiner wagt, vor ihm frei zu sprechen; keiner liebt ihn. Man weiß wohl, daß es, solange er lebt, kein Glück und keine ruhige Ordnung geben wird; aber man empfindet auch, wie Tschernischew als ein Wort Murats mitteilt, daß eine einzige Niederlage ihm Krone und Leben kosten würde.

Der Distelfalter.

Große Wanderzüge im Rheintal beobachtet.

Der Distelfalter, ein buntgefärbter Tagschmetterling, hat die Eigentümlichkeit, zuzeiten in ungeheuren, nach Millionen zählenden Schwärmen, große Wanderzüge über weite Landstrecken zu unternehmen. Ein solcher Wanderzug wurde im Mai dieses Jahres im Churer-Rheintal beobachtet. Herr Direktor Hans Thoman von der landwirtschaftlichen Schule Plantahof bei Landquart berichtet darüber im neuesten Heft des „Bündnerischen Monatsblattes" und versucht dabei in interessanter Weise eine Schätzung der Zahl der Falter jenes Heerzuges, der über zehn Tage lang andauerte. In der Minute kamen da nach seinen Angaben durchschnittlich 20 Distelfalter gegen die 30 Meter breite Front des Plantahofes geflogen. Daraus berechnet Thoman für die ganze 3.5 Kilometer breite Talsohle, über die sich der Wanderzug gleichmäßig ausdehnte, 140,000 Distelfalter in der Stunde. Die tägliche Flugdauer zu 7½ Stunden angenommen, macht das im Tag über eine Million und für die 10—12 Tage, vom 7. bis 19. Mai, über zehn Millionen Distelfalter. Und alle kamen in rasendem Fluge nordwärts geflogen, und zwar nur wenige Meter über dem Erdboden, so daß sie vor dem Hause, dem sie nach rechts und links ausweichen mußten, ziemlich genau gezählt werden konnten.

Schon der alte Brehm, in dem jetzt von Richard Heymons neubearbeiteten Bande über Vierflüßler, Insekten und Spinnen, erwähnt diese eigentümlichen Wanderzüge des Distelfalters, der hier als ein „Allerweltsbürger" bezeichnet wird, weil er, mit Ausnahme von Südamerika und einigen Inselgruppen, auf allen Teilen der Erde, im hohen Norden wie in den Tropen, vorkomme.

Sie darf sich über einen neuen Hut oder ein neues Kleid freuen, wie ein kleines Mädchen über seine Puppe, ohne daß es jemand einfallen würde, sie für kindisch zu halten.